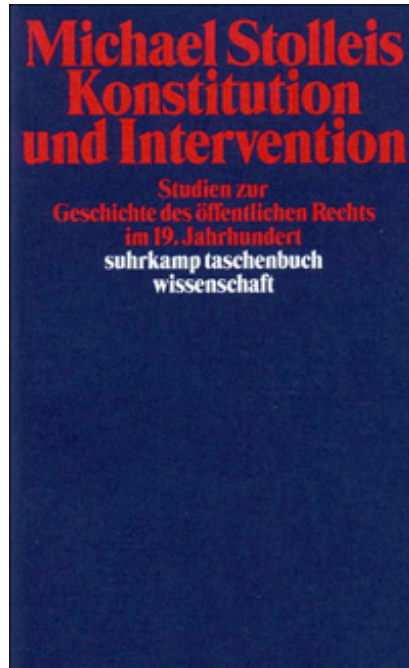


Suhrkamp Verlag

Leseprobe



Stolleis, Michael
Konstitution und Intervention

Studien zur Geschichte des öffentlichen Rechts im 19. Jahrhundert

© Suhrkamp Verlag
suhrkamp taschenbuch wissenschaft 1526
978-3-518-29126-9

suhrkamp taschenbuch
wissenschaft 1616

Die in diesem Band versammelten Beiträge verstehen sich als philosophiehistorisch orientierte Vorstudien zu einer Theorie der Intersubjektivität. In Auseinandersetzung mit klassischen Ansätzen, deren Spannweite von Fichte bis hin zur psychoanalytischen Objektbeziehungstheorie reicht, wird der Versuch unternommen, die normativen Bedingungen der zwischenmenschlichen Begegnung zu erkunden. Dabei tritt nicht nur zutage, von welcher konstitutiven Bedeutung der »Dritte« für die Interaktion zwischen menschlichen Subjekten ist, sondern auch in welchem Maße die intersubjektive Anerkennung von leibgebundenen Ausdrucksmitteln abhängig ist.

Axel Honneth ist Professor für Philosophie am Institut für Philosophie der Johann Wolfgang Goethe-Universität und Direktor des Instituts für Sozialforschung, Frankfurt a. M. Im Suhrkamp Verlag sind erschienen: *Kritik der Macht. Reflexionsstufen einer kritischen Gesellschaftstheorie*, 1989 (stw 738); *Die zerrissene Welt des Sozialen. Sozialphilosophische Aufsätze*, 1990 (stw 849); *Kampf um Anerkennung. Zur moralischen Grammatik sozialer Konflikte*, 1992 (stw 1129, 1994); *Das Andere der Gerechtigkeit. Aufsätze zur praktischen Philosophie*, 2000 (stw 1491).

Axel Honneth Unsichtbarkeit

Stationen einer Theorie
der Intersubjektivität

Suhrkamp

Bibliografische Information Der Deutschen Bibliothek
Die Deutsche Bibliothek verzeichnet diese Publikation in der
Deutschen Nationalbibliografie
<http://dnb.ddb.de>

suhrkamp taschenbuch wissenschaft 1616

Erste Auflage 2003

© Suhrkamp Verlag Frankfurt am Main 2003

Alle Rechte vorbehalten, insbesondere das der Übersetzung,
des öffentlichen Vortrags sowie der Übertragung
durch Rundfunk und Fernsehen, auch einzelner Teile.

Kein Teil des Werkes darf in irgendeiner Form
(durch Fotografie, Mikrofilm oder andere Verfahren)
ohne schriftliche Genehmigung des Verlages reproduziert
oder unter Verwendung elektronischer Systeme verarbeitet,
vervielfältigt oder verbreitet werden.

Druck: Nomos Verlagsgesellschaft, Baden-Baden

Printed in Germany

Umschlag nach Entwürfen von
Willy Fleckhaus und Rolf Staudt

ISBN 3-518-29216-1

1 2 3 4 5 6 - 08 07 06 05 04 03

Inhalt

Vorbemerkung 7

Unsichtbarkeit 10

Über die moralische Epistemologie von »Anerkennung«

Die transzendente Notwendigkeit von Intersubjektivität 28

Zum Zweiten Lehrsatz in Fichtes Naturrechtsabhandlung

Von der zerstörerischen Kraft des Dritten 49

Gadamer und die Intersubjektivitätslehre Heideggers

Erkennen und Anerkennen 71

Zu Sartres Theorie der Intersubjektivität

Zwischen Hermeneutik und Hegelianismus 106

John McDowell und die Herausforderung des moralischen Realismus

Objektbeziehungstheorie und postmoderne Identität 138

Über das vermeintliche Veralten der Psychoanalyse

Nachweise 162

Vorbemerkung

Der vorliegende Band versammelt Aufsätze, die zwischen 1999 und 2002 entstanden sind und ein seit meiner Studie *Kampf um Anerkennung* vernachlässigtes Thema wieder aufnehmen. Mit Ausnahme des ersten Textes handelt es sich um philosophiegeschichtliche Beiträge, die in Auseinandersetzung mit prominenten Entwürfen einer Theorie der Intersubjektivität der Frage nachgehen, wie wir den kommunikativen Akt der Anerkennung genauer zu verstehen haben. Lange Zeit schien mir in diesem Thema kein größeres Geheimnis zu stecken, weil ich mir sicher war, mit der Rückversicherung bei Hegel grundsätzlich schon die richtige Lösung in der Hand zu halten. Gewiß, schon beim Stammvater der Anerkennungstheorie war nicht immer klar, ob die Anerkennung als ein attributiver oder ein bloß rezeptiver Akt verstanden werden sollte und aus welchen Gründen sie für die Menschen eigentlich unverzichtbar zu sein hatte; aber jenseits solcher Unklarheiten schien es bei Hegel ein solides Begriffsgerüst zu geben, das schon deswegen erstaunlich tragfähig wirkte, weil es die Basis für eine bis heute plausible Unterscheidung von drei Unterarten der Anerkennung gelegt hatte. Erst die Insistenz von Freunden und Kollegen, die Struktur des Anerkennungsvorgangs handlungstheoretisch oder epistemologisch näher zu bestimmen, hat mich von der Selbstgewißheit meines ursprünglichen Ansatzes Abstand nehmen lassen; verstärkend kam hinzu, daß mit der bahnbrechenden Studie von Avishai Margalit (ders., *Politik der Würde*, Berlin 1997)¹ und den hierzulande bislang nahezu unbekannten Arbeiten von Stanley Cavell (ders., *Die Unheimlichkeit des Gewöhnlichen*, Frankfurt a. M. 2002) inzwischen Untersuchungen auf den Plan getreten sind, in denen der Anerkennungsbegriff weniger im Rückgriff auf Hegel als in Orientierung an Wittgenstein entwickelt wird.

Nachdem das Paradigma Hegels nicht mehr einfach den Lösungsweg vorgab, waren es drei systematische Fragen, die für mich schon bald in den Vordergrund rückten. Mit dem Wegfall der iden-

¹ Vgl. dazu: Axel Honneth, »Eine Gesellschaft ohne Demütigung. Zu Avishai Margalits Entwurf einer ›Politik der Würde‹«, in: ders., *Die zerrissene Welt des Sozialen*. Erweiterte Neuausgabe, Frankfurt a. M. 1999, S. 248-277.

titätsphilosophischen Klammer entstand erstens das Problem, daß es nicht mehr klar war, ob durch den Akt der Anerkennung bestimmte normative Eigenschaften anderen Subjekten bloß zugeschrieben oder an ihnen bestätigend zur Kenntnis genommen werden; im ersten Fall würde die Anerkennung einen besonderen Status erst verschaffen, im zweiten Fall hingegen nur öffentlich bekräftigen. Ebenso schwierig wie diese Wahl zwischen einem Attributions- und einem Rezeptionsmodell der Anerkennung schien zweitens auch die Antwort auf die Frage, ob die Anerkennung stets nur das Begleitprodukt von anderen Handlungen oder Äußerungen ist oder selbst einen eigenständigen Handlungsakt darstellt; uns ist die erste Alternative beinahe selbstverständlich, weil wir respektvolles Verhalten zumeist nur als einen Nebeneffekt andersgerichteter Aktivitäten zu sehen gelernt haben, aber ob es ausreicht, hier von »Anerkennung« zu sprechen, ist genau die Frage. Drittens schließlich war schon bei Hegel nicht ganz klar, ob er die Autonomie menschlicher Personen ausschließlich oder nur partiell von der Voraussetzung der Anerkennung abhängig machen wollte; mit diesem Unterschied in der Gewichtung hängt heute die Frage zusammen, inwiefern wir die intersubjektive Anerkennung als konstitutiv für das Personsein ansehen dürfen.

Auf keine dieser drei Fragen, bei deren systematischer Formulierung mir vor allem Heikki Ikaheimo und Arto Laitinen behilflich waren, gehe ich in den theoriegeschichtlichen Beiträgen des vorliegenden Bandes direkt ein. Vielmehr habe ich zumeist äußere Anlässe genutzt, um mich mit Konzepten von Intersubjektivität zu beschäftigen, die mir von indirektem Nutzen für die Lösung der genannten Probleme zu sein schienen; so ist im Laufe von drei Jahren eine Abfolge von fünf Aufsätzen entstanden, die einen Überblick über zentrale Stationen einer Theorie der Intersubjektivität gewähren. Allerdings schälte sich auf diesem Wege geradezu unmerklich ein Thema heraus, von dem ich mittlerweile glaube, daß es für die weitere Klärung des Anerkennungsbegriffs von entscheidender Bedeutung ist: fast alle Ansätze, mit denen ich mich beschäftigte, versuchen, den Begriff der Anerkennung oder Intersubjektivität dadurch zu bestimmen, daß sie sich bemühen, ihn vom Begriff des Erkennens von Personen abzugrenzen. Die Entgegensetzung von »Erkennen« und »Anerkennen« stellt, so bin ich heute überzeugt, den Schlüssel für ein angemessenes Verständnis dessen dar, was sich im

Akt der Anerkennung vollzieht. In dem einzig systematischen Text, der die Reihe der philosophiegeschichtlichen Beiträge eröffnet, bin ich dieser Vermutung weiter nachgegangen: Der Aufsatz, der dem Buch den Titel gab, unternimmt den Versuch, am Phänomen der sozialen Unsichtbarkeit zu prüfen, was zum bloßen Erkennen von Subjekten hinzutreten muß, um sie zu öffentlich anerkannten Personen zu machen.

Neben Nora Sieverding, deren Hilfe bei der technischen Vorbereitung des Manuskriptes unersetzlich war, möchte ich auch Alexander Roesler und Bernd Stiegler vom Suhrkamp Verlag danken, die mich von Anfang an bei der Zusammenstellung des Bandes beraten haben.

Frankfurt am Main, im September 2002

Axel Honneth

Unsichtbarkeit

Über die moralische Epistemologie

von »Anerkennung«*

In dem »Prolog« zu seinem berühmten Roman *Der unsichtbare Mann* läßt Ralph Ellison den Ich-Erzähler von seiner »Unsichtbarkeit« berichten: er sei, so erzählt dieses namenlos bleibende Ich, zwar ein wirklicher Mensch, »aus Fleisch und Knochen«, aber »man« wolle ihn einfach nicht sehen, »schaue« durch ihn »hindurch«, er sei eben »unsichtbar« für all die Anderen.¹ Auf die selbstgestellte Frage, wie es zu seiner eigenen Unsichtbarkeit habe kommen können, antwortet sich der Erzähler, daß dafür der »Bau« des »inneren Auges« jener verantwortlich sein müsse, die durch ihn unablässig hindurchschauen: Nicht deren »körperliches Auge« sei es, nicht also eine Art von faktischer Sehuntüchtigkeit, sondern eben eine innere Disposition, die sie ihn selber nicht wahrnehmen lasse. Erst einige Seiten später erfahren wir als Leser auf beiläufige Weise, daß derjenige, der hier von seiner Unsichtbarkeit berichtet, ein Schwarzer ist; denn diejenigen, die auf die geschilderte Weise durch ihn hindurchschauen, werden in einem Nebensatz als »Weiße« gekennzeichnet. So eröffnet der »Prolog« mit den aggressiven, wütenden, abrupten Sätzen des Ich-Erzählers ein Szenarium, das von einer besonders subtilen Form der rassistischen Demütigung gekennzeichnet ist, gegen die der schwarze Protagonist einen Roman lang ankämpfen wird: eine Form des Unsichtbarmachens, des Verschwindenlassens nämlich, die offenbar nicht mit physischer Nichtpräsenz, sondern mit Nichtexistenz in einem sozialen Sinn zu tun hat. Ich will mich im folgenden von dieser metaphorischen Bedeutung des Begriffs der »Unsichtbarkeit« leiten lassen, um der Frage nachzugehen, wie wir den Akt der »Anerkennung« in epistemologischer Hinsicht verstehen können; meine Ausgangshypothese ist die, daß der Unterschied zwischen den beiden Form der Unsichtbarkeit

* Die vielen Hinweise und kritischen Kommentare, die ich dankenswerterweise von Alessandro Ferrara, Charles Larmore und Matthias Vogel erhalten habe, konnte ich leider nur zu einem geringen Teil berücksichtigen; ich hoffe, ihnen bei einer weiteren Behandlung des Themas gerecht werden zu können.

1 Ralph Ellison, *Der unsichtbare Mann* (Original: »Invisible Man«, 1952), Reinbek b. Hamburg 1995, S. 7.

deswegen für unser Thema aufschlußreich ist, weil er indirekt zu klären hilft, was zur Wahrnehmung, zum »Erkennen« einer Person hinzutreten muß, um daraus einen Akt der Anerkennung zu machen. Ich will so vorgehen, daß ich in einem ersten Schritt die Differenz zwischen der wörtlichen und der übertragenen Bedeutung von »Unsichtbarkeit« weiter herausarbeite, um mich auf diesem Weg in den beiden weiteren Kapiteln direkt mit der Frage der Bedeutung von »Anerkennung« auseinanderzusetzen.

I

Aus vielen Zeugnissen der Kulturgeschichte sind Beispiele für Situationen bekannt, in denen Herrschende ihre soziale Überlegenheit gegenüber den Untergebenen dadurch zum Ausdruck brachten, daß sie sie nicht wahrzunehmen vorgaben; am bekanntesten ist vielleicht die Tatsache, daß es Adligen durchaus gestattet war, sich vor ihren Bediensteten zu entkleiden, weil sie in einer bestimmten Weise als nicht anwesend galten.² Von diesen Situationen der Unsichtbarkeit bei physischer Anwesenheit unterscheiden sich die von Ralph Ellison geschilderten Fälle durch ihren eigentümlich aktiven Charakter: hier scheinen die Protagonisten, also die weißen Herren, willentlich alles darangeben zu wollen, dem anwesenden Schwarzen zu demonstrieren, daß er für sie nicht sichtbar ist.³ Der Ausdruck, den die Umgangssprache für solche aktiven Formen des Unsichtbarmachens bereithält, ist der des »Hindurchschauens«, des »looking through«: Wir besitzen das Vermögen, anwesenden Personen unsere Mißachtung dadurch zu zeigen, daß wir uns ihnen gegenüber so verhalten, als ob sie physisch im Raum nicht vertreten wären. In diesem Sinn hat das »Hindurchsehen« durchaus eine per-

2 Hans Peter Duerr, *Nacktheit und Scham. Der Mythos vom Zivilisationsprozeß*, Frankfurt a. M. 1988, § 15.

3 Es gibt natürlich auch als eine andere Form der Machtausübung die Strategie der Sichtbarmachung, die von der kommunikativen Bloßstellung bis zur optischen Kontrolle im von Foucault untersuchten System des Panoptikums reichen kann. Mit solchen Fällen der sozialen Sichtbarkeit als Herrschaftsmittel beschäftige ich mich im folgenden nicht, weil ich zum Zweck einer moralischen Epistemologie allein an der Mißachtungsform des »Hindurchsehens« interessiert bin. Das Phänomen selber ist unter soziologischen Gesichtspunkten viel komplexer, als ich es hier behandeln kann.

formative Seite, weil es Gesten oder Verhaltenszüge verlangt, die deutlich machen, daß der Andere nicht nur zufällig nicht gesehen, sondern intentional nicht gesehen wird. Wahrscheinlich ist es sinnvoll, Grade der Verletzbarkeit durch ein solches Unsichtbarsein danach zu unterscheiden, wie aktiv das wahrnehmende Subjekt daran beteiligt ist: das reicht dann von der harmlosen Unaufmerksamkeit dessen, der einen Bekannten auf einer Party zu grüßen vergißt, über die selbstvergessene Ignoranz des Hausherrn gegenüber der Putzfrau, die er wegen ihrer sozialen Bedeutungslosigkeit übersieht, bis hin zum demonstrativen Hindurchsehen, das vom betroffenen Schwarzen nur als ein Zeichen der Demütigung verstanden werden kann. Alle diese Beispiele sind Fälle einer einzigen Klasse, weil sie die Eigenschaft teilen, Formen einer Unsichtbarkeit im übertragenen, metaphorischen Sinn zu sein; denn jeder der zuvor genannten Betroffenen ist für den Wahrnehmenden ohne jeden Zweifel sichtbar, der »Bekannte«, die »Putzfrau« und der gedemütigte Schwarze stellen distinkte, leicht identifizierbare Gegenstände im visuellen Feld des jeweiligen Subjekts dar, so daß »Unsichtbarkeit« hier nicht einen kognitiven Tatbestand bezeichnen kann, sondern wohl eine Art sozialen Sachverhalt meinen muß. Allerdings scheint es deswegen auch irreführend, in bezug auf eine derartige Unsichtbarkeit bloß als von einer metaphorischen Bedeutung zu sprechen, wie ich das bislang getan habe: für die Betroffenen nämlich besitzt ihre »Unsichtbarkeit« einen jeweils realen Kern, sie empfinden sich tatsächlich als nicht wahrgenommen, nur muß »Wahrnehmen« hier mehr heißen, als im Begriff des Sehens, des identifizierenden Erkennens angelegt ist.

Es mag an dieser Stelle ratsam sein, vom negativen Begriff der »Unsichtbarkeit« zum positiven Begriff der »Sichtbarkeit« überzuwechseln, um die zuvor angedeuteten Unterschiede klarer herausarbeiten zu können. Der visuellen Unsichtbarkeit, die sich aus Sehstörungen oder optischen Hindernissen ergeben kann, entspricht in positiver Hinsicht die Wahrnehmbarkeit eines bestimmten Gegenstandes, hier also menschlicher Subjekte; sie sind für ein anderes Subjekt in dem Maße sichtbar, in dem es sie je nach Charakter der Beziehung als Personen mit klar umrissenen Eigenschaften zu identifizieren vermag, zum Beispiel als denjenigen Bekannten, dessen Lachen stets übertriebene Züge trägt, als die Putzfrau portugiesischer Herkunft, die regelmäßig am Montag die eigene Wohnung

reinigt, oder schließlich als den Mitreisenden im Zugabteil, der anderer Hautfarbe ist. Sichtbarkeit in diesem Sinn bezeichnet mehr als bloße Wahrnehmbarkeit, weil sie die Fähigkeit einer elementaren individuellen Identifikation mit einschließt. Die begriffliche Diskrepanz, die sich mithin zwischen visueller Unsichtbarkeit und Sichtbarkeit auftut, ergibt sich aus dem Umstand, daß sich mit dem Übergang zum positiven Begriff gewissermaßen die Anwendungsbedingungen verstärken: während Unsichtbarkeit im visuellen Sinn nur die Tatsache meint, als Objekt nicht im Wahrnehmungsfeld einer anderen Person vorhanden zu sein, verlangt die visuelle Sichtbarkeit, als ein bestimmtes Objekt mit situationsrelevanten Eigenschaften im Raumzeitsystem erkennbar zu sein. Daher auch können wir von einer Person, die von einem Wahrnehmungssubjekt fehlerhaft identifiziert wird, also statt als Putzfrau etwa als Nachbarin, nur schwerlich sagen, sie sei optisch nicht sichtbar gewesen; aber umgekehrt können wir von dieser Person auch nicht ohne weiteres behaupten, sie sei dem entsprechenden Wahrnehmungssubjekt sichtbar gewesen, da es sie doch auf eine elementare Weise nicht erkannt hat. Visuelle Sichtbarkeit impliziert daher, so möchte ich vorschlagen, eine elementare Form der individuellen Identifizierbarkeit und stellt dementsprechend eine erste, primitive Gestalt dessen dar, was wir »Erkennen« nennen.

Von diesem Ergebnis aus ist es nun gar nicht leicht, den Begriff zu klären, der das positive Gegenstück zur »Unsichtbarkeit« im übertragenen Sinn darstellen soll. Eine solche »Sichtbarkeit« ist es wohl, die der Protagonist des Romans von Ralph Ellison implizit einklagt, wenn er seine Form der »Unsichtbarkeit« als eine subtile Form der Demütigung durch die Weißen beschreibt; aber was kann der Ich-Erzähler wohl beabsichtigen, wenn er von seinen Interaktionspartnern verlangt, für sie »sichtbar« zu sein. Gemeint ist mit Sicherheit nicht jene Art von Sichtbarkeit, die ich zuvor als eine elementare Form der individuellen Identifizierung beschrieben habe; denn um sich als »unsichtbar« im übertragenen Sinn erfahren zu können, muß das betroffene Subjekt umgekehrt sogar die Voraussetzung gemacht haben, daß es als Individuum im raumzeitlichen System erkannt worden ist: es kann von einer anderen Person nur behaupten, durch es hindurchzuschauen, es zu ignorieren oder zu übersehen, wenn es dieser zuvor die Leistung einer primären Identifikation seiner selbst zugeschrieben hat. Insofern setzt Unsichtbarkeit im un-

eigentlichen Sinn notwendigerweise Sichtbarkeit im eigentlichen Sinn des Wortes voraus. Wir nähern uns dem gemeinten Sachverhalt daher vielleicht eher, wenn wir uns fragen, woran das betroffene Subjekt seine eigene, soziale Unsichtbarkeit erkennen zu können glaubt. Eine erste Antwort auf diese Frage liefert wieder der Roman von Ralph Ellison, der eine wahre Fundgrube für eine Phänomenologie der »Unsichtbarkeit« darstellt; dort berichtet der Ich-Erzähler schon auf der zweiten Seite des »Prologs«, daß er sich seiner eigenen Unsichtbarkeit immer wieder durch handgreifliches »Umsichschlagen« zu erwehren versucht habe, durch das er »die Anderen« provozieren wollte, ihn »zu erkennen«.⁴ Auch das, was hier im Text als ein »mit den Fäusten« Umsichschlagen beschrieben wird, ist wohl in einem übertragenen Sinn gemeint und soll wahrscheinlich im Kern all die praktischen Anstrengungen bezeichnen, mit deren Hilfe ein Subjekt auf sich aufmerksam zu machen versucht; aber die Metapher gibt gut zu erkennen, daß das, was dieses betroffene Subjekt durch seine Gegenwehr zu provozieren anstrebt, seinerseits wiederum sichtbare Reaktionen sind, durch die der Andere zum Ausdruck bringt, daß er es wahrnimmt. Wenn freilich ein Subjekt sich seiner eigenen Sichtbarkeit nur dadurch vergewissern kann, daß es sein Gegenüber zu existenzverbürgenden Handlungen zwingt, so bedeutet das im Umkehrschluß, daß es seine »Unsichtbarkeit« nur am Ausbleiben solcher Reaktionsweisen festzustellen vermag: aus der Sicht des betroffenen Individuums ist das Kriterium, anhand dessen es sich seiner Sichtbarkeit im übertragenen Sinn versichert, die Äußerung von bestimmten Reaktionsweisen, die ein Zeichen, ein Ausdruck der positiven Zurkenntnisnahme sind; und daher ist der Wegfall solcher Ausdrucksformen ein Hinweis darauf, daß man für sein Gegenüber in diesem besonderen Sinn sozial nicht sichtbar ist.

Eine Alternative zu dieser Beschreibung könnte in der These bestehen, daß auch das »Hindurchsehen« nur eine spezielle Form der Wahrnehmung darstellt: das betroffene Subjekt wird von einer anderen Person angesehen, als ob sie in dem entsprechenden Raum nicht anwesend wäre. Aber eine solche Charakterisierung, die sich der vielfältigen Bedeutungen des »Sehens als« bedient, gibt nicht mehr recht zu erkennen, daß das »Hindurchsehen« im allgemeinen doch eine öffentliche Tatsache bezeichnet: Nicht nur das betroffene

⁴ Ralph Ellison, *Der unsichtbare Mann*, a.a.O., S. 8.

Subjekt, sondern auch die anderen im Raum anwesenden Personen können für gewöhnlich feststellen, daß es sich unter gegebenen Umständen um einen Fall des demütigenden Übersehens oder Ignorierens handelt. Diesen öffentlichen Charakter gewinnt die soziale Unsichtbarkeit nur, weil sie sich auf paradoxe Weise in einem Wegfall von expressiven Ausdrucksformen äußert, die gemeinhin mit dem Akt der individuellen Identifikation verknüpft werden. Daher scheint es mir sinnvoller, das Phänomen der »Unsichtbarkeit« im übertragenen Sinn anhand der komplexen Beziehungen zu erläutern, die beim Menschen zwischen der Wahrnehmung und den Expressionen bestehen. Über den kognitiven Akt der individuellen Identifikation geht das »Sichtbarmachen« einer Person hinaus, indem es durch entsprechende Handlungen, Gesten oder Mimik öffentlich zum Ausdruck bringt, daß die Person gemäß der existierenden Beziehung befürwortend zur Kenntnis genommen wird; und nur deswegen, weil wir über diese expressiven Ausdrucksformen im Rahmen unserer zweiten Natur ein gemeinsames Wissen besitzen, können wir in deren Wegfall ein Zeichen des Unsichtbarmachens, der Demütigung sehen.

Wenn wir nun in demjenigen Phänomen, das ich bislang als »Sichtbarwerden« im zweiten, nicht-visuellen Sinn beschrieben habe, eine elementare Form von »Anerkennung« sehen, so wird der Unterschied zwischen »Erkennen« und »Anerkennen« in erster Annäherung deutlich: Während wir mit dem Erkennen einer Person deren graduell steigerbare Identifikation als Individuum meinen, können wir mit »Anerkennung« den expressiven Akt bezeichnen, durch den jener Erkenntnis die positive Bedeutung einer Befürwortung verliehen wird. Die Anerkennung ist im Unterschied zum Erkennen, das ein nicht-öffentlicher, kognitiver Akt ist, auf Medien angewiesen, in denen zum Ausdruck kommt, daß die andere Person »Geltung« besitzen soll; und auf der elementaren Stufe, auf der wir mit dem Phänomen der sozialen »Unsichtbarkeit« bislang operieren, sind solche Medien noch gleichzusetzen mit körpergebundenen Expressionen. Aber all das erklärt noch nicht wirklich, was im Akt der Anerkennung durch die entsprechenden Expressionen eigentlich zum Ausdruck gebracht werden soll; es bedarf einer genaueren Analyse dessen, was es heißt, der identifizierenden Erkenntnis durch expressive Akte die Bedeutung des »Geltenlassens«, der »Befürwortung« zu verleihen.

II

Nach dem bislang Gesagten könnte es so scheinen, als ob der Akt der Anerkennung sich einer Addition von einem kognitiven Identifizieren und einem expressiven Ausdruck verdankt: eine bestimmte Person wird zunächst je nach situationalen Gegebenheiten als ein Individuum mit besonderen Eigenschaften erkannt, und in einem zweiten Schritt wird dieser Erkenntnis dann öffentlich Ausdruck verliehen, indem die Existenz der wahrgenommenen Person durch Handlungen, Gestik oder Mimik vor den Augen der Anwesenden bekräftigt wird. Aber die Frage ist natürlich, ob die expressiven Akte tatsächlich nur eine öffentliche Bekundung der Erkenntnis darstellen sollen, daß sich an jener Stelle dort eine Person mit diesen und jenen Eigenschaften befindet; sind nicht die Expressionen, deren Wegfall der sozial nicht-sichtbare Mensch beklagt, ihrer Bedeutung nach etwas ganz anderes als Expressionen, mit denen wir die Wahrnehmung der Existenz eines Individuums bekräftigen? Für derartige Bezeugungen würde es im allgemeinen doch ausreichen, mit dem Finger auf eine bestimmte Person zu zeigen, durch eine Bewegung des Kopfes ostentativ in deren Richtung zu weisen oder durch einen Sprechakt explizit deren Existenz zu bestätigen; aber all das scheint nicht an die Bedeutung derjenigen Expressionen heranzureichen, die wir wechselseitig voneinander erwarten, um füreinander »sichtbar« zu sein, um also in einem noch zu klärenden Sinn soziale Bestätigung erhalten zu wollen. Ein geeigneter Weg, um an dieser Stelle weiterzukommen, scheint mir zunächst im Rückgang auf die gestischen und mimischen Ausdruckssignale zu liegen, mit denen im allgemeinen das Kleinkind durch seine Bezugspersonen in die soziale Interaktion eingeführt wird. Von hier aus läßt sich dann vermutlich eine generalisierte Antwort auf die Frage formulieren, wofür jene Expressionen eintreten sollen, deren Wegfall wir beklagen, wenn wir uns als nicht-sichtbar im übertragenen Sinn begreifen.

Es sind die empirischen Untersuchungen von Daniel Stern gewesen, die uns in den letzten Jahren eine verbesserte Einsicht in das komplexe Interaktionsgeschehen gegeben haben, durch das das Kleinkind in der Kommunikation mit seinen Bezugspersonen zu einem sozialen Wesen wird.⁵ Gestützt auf die bahnbrechenden Arbeiten von René Spitz hat Stern zeigen können, daß sich die soziali-

satorische Entwicklung im ersten Lebensjahr in Form eines Prozesses der wechselseitigen Regulation von Affekten und Aufmerksamkeiten vollzieht, die weitgehend mit Hilfe der Mittel einer gestischen Kommunikation zustande kommt: Die (mütterliche) Bezugsperson verfügt über ein breites Repertoire an gestischen und mimischen Ausdrucksmitteln, die dem Kind höchst differenzierte Signale der Interaktionsbereitschaft geben sollen; und das Kleinkind verfügt umgekehrt über ein ganzes Spektrum von reflexhaften Aktivitäten, die sich in Reaktion auf die gestischen Stimulationen der Bezugspersonen zu ersten Formen eines sozialen Antwortverhaltens entwickeln können. Unter den verschiedenen Gesten kommt nun jener Klasse von Gesichtsausdrücken eine besondere Rolle zu, die dem Kind zu erkennen geben sollen, daß es Liebe, Anteilnahme und Mitgefühl genießt; an vorderster Stelle steht hier das quasi-reflexhaft ausgeübte Lächeln, dem freilich noch andere Formen des Mienenspiels zur Seite treten können, die durch zeitliche Streckung oder körperliche Übertreibung besonders deutliche Signale der Ermutigung oder Hilfestellung vermitteln sollen.⁶ Bei dieser Klasse von befürwortenden Gesten und Mienen haben wir es mit einer geradezu automatisch praktizierten Sonderform jener vielzähligen Expressionen zu tun, mit denen sich in kondensierter Weise auch Erwachsene noch wechselseitig signalisieren können, daß sie sich Anteilnahme und Aufmerksamkeit entgegenbringen; von Stern wird selber die Verbindung zu den Grußzeremonien erwachsener Personen hergestellt, die sich durch ein fein abgestimmtes Mienenspiel zu erkennen geben, in welchem besonderen Sozialverhältnis sie zueinander stehen.

Die verschiedenen, positiv getönten Verhaltensweisen, mit denen Bezugspersonen auf das Kleinkind reagieren, haben ihre Wurzeln offenbar in Dispositionen, die mit dem Körperschema und den Ausdrucksbewegungen von Kindern aufs engste verknüpft sind. Es ist nicht so, daß wir erst eine Erkenntnis vollziehen, die uns in unserem Gegenüber ein hilfsbedürftiges Kleinkind wahrnehmen läßt, bevor wir dann die entsprechenden Gesten der Ermutigung und des Mitgefühls zur Anwendung bringen; vielmehr scheinen wir auf die Wahrnehmung des Kleinkindes hier im allgemeinen direkt mit Expressionen zu reagieren, in denen eine grundsätzlich befürwortende

5 Daniel Stern, *Mutter und Kind. Die erste Beziehung*, Stuttgart 1979, S. 16 ff.

6 Vgl. ebd., S. 18 ff.

Einstellung zum Ausdruck gelangt. Der Unterschied zwischen beiden Formulierungen läßt sich auch so wiedergeben, daß im ersten Fall nur eine Art von kognitiver Überzeugung bekundet werden soll, während im zweiten Fall direkt eine motivationale Bereitschaft signalisiert wird; ja, wahrscheinlich wäre es sogar angemessener, hier von den positiven Ausdrucksgebärden (des Lächelns, der Ermutigung) als dem Symbol einer Handlung zu sprechen, weil sie »in symbolischer Verkürzung« deren Ersatz darstellen.⁷ Diese Formulierung gibt am besten zu erkennen, wofür jene Expressionen eintreten, mit denen die Bezugsperson auf das Kleinkind reagiert: Sie artikulieren nicht eine irgendwie geartete Erkenntnis, sondern bringen in verkürzter Form die Gesamtheit der Handlungen zum Ausdruck, die dem Kleinkind aufgrund seiner Lage zustehen sollen. Insofern besitzt die Anerkennung einen performativen Charakter, weil die sie begleitenden Expressionen symbolisieren, welche praktischen Reaktionsweisen nötig wären, um der anerkannten Person »gerecht« zu werden. Mit einer schönen Formulierung von Helmuth Plessner läßt sich auch sagen, daß der expressive Ausdruck von Anerkennung hier das »Gleichnis« einer moralischen Handlung darstellt.⁸

Mit diesen Überlegungen haben wir freilich den ursprünglichen Horizont unserer Argumentation bereits verlassen, weil mit den Begriffen des »Gerechtwerdens« und des »Zustehens« ein Vokabular ins Spiel gekommen ist, das moraltheoretischen Charakter besitzt. Der Umweg über die Säuglingsforschung hatte sich ergeben, weil im Mienenspiel der Erwachsenen gegenüber dem Kleinkind besonders deutlich zum Ausdruck kommt, worin diejenigen Ausdrucksformen bestehen, durch die ein Mensch »sozial« sichtbar wird: es sind die vorsprachlichen Gebärden des Lächelns und des Mitempfindens, mittels deren ein Säugling sozial in Erscheinung zu treten lernt, indem er durch sein reaktives Lächeln zum erstenmal Interaktionsbereitschaft signalisiert. In Beantwortung der Frage, wofür diese befürwortenden Expressionen der Erwachsenen eintreten, hatte sich dann gezeigt, daß sie in symbolischer Verkürzung Handlungen zum Ausdruck bringen, die dem Wohl des Säuglings dienen sollen: durch ihr Mienenspiel signalisieren die Bezugspersonen dem Säug-

7 Vgl. Helmuth Plessner, »Lachen und Weinen«, in: ders., *Philosophische Anthropologie*, Frankfurt a. M. 1970, S. 11-172, hier: S. 72.

8 Ebd., S. 73.

ling praktische Vollzüge der Fürsorge und stimulieren ihn auf diese Weise zu Reaktionsweisen, die ihrerseits eine soziale Weltzugewandtheit offenbaren. Bevor ich die Frage weiterverfolge, wie es um den moralischen Kern jener Ausdrucksformen bestellt ist, will ich zunächst prüfen, ob auch die Anerkennungsverhältnisse zwischen Erwachsenen eine solche expressive Gestalt aufweisen.

Im Zusammenhang des Rekurses auf die Säuglingsforschung war bereits kurz erwähnt worden, daß das Mienenspiel des Lächelns und der Anteilnahme nur eine besonders plastische Sonderform jener Ausdrucksgesten darstellt, die ebenfalls in den Interaktionsbeziehungen zwischen Erwachsenen eine große Rolle spielen. Auch erwachsene Personen geben sich in ihren Kommunikationen gewöhnlich durch eine Vielzahl von fein grundierten Expressionen zu erkennen, daß sie sich willkommen sind oder besondere Aufmerksamkeit entgegenbringen: dem Freund auf der Party gilt ein aufblitzendes Lächeln oder eine stark artikulierte Willkommengeste, der Putzfrau in der eigenen Wohnung wird über den begrüßenden Sprechakt hinaus eine andeutende Geste der Dankbarkeit entgegengebracht, und der Schwarze wird wie jeder andere Mitreisende im Zugabteil durch ein aufmunterndes Mienenspiel oder ein kurzes Kopfnicken begrüßt. Natürlich variieren alle diese Expressionsformen zwischen den verschiedenen Kulturen erheblich, aber ihre konstitutive Funktion für die zwischenmenschliche Kommunikation bleibt doch bei allen Differenzen stets dieselbe: in Ersetzung, in Ergänzung oder in Unabhängigkeit von Sprechakten sollen sie dem Gegenüber öffentlich zu erkennen geben, daß er in der gesellschaftlich typisierten Rolle (des Freundes, der Putzfrau, der Mitreisenden) sozial gutgeheißen wird oder Geltung besitzt. Es wäre ein leichtes, die bislang entwickelte Liste von solchen positiven Ausdrucksformen durch eine Reihe von weiteren Beispielen zu ergänzen, um zu zeigen, von welcher grundlegenden Bedeutung sie für die Koordination sozialen Handelns sind; nichts zeigt ihre zentrale Funktion aber stärker, als daß ihr Wegfall normalerweise als Indikator einer sozialen Pathologie gewertet wird, die für den Betroffenen im Zustand der »Unsichtbarkeit« enden kann. Wenn wir in den genannten Expressionen daher den Grundmechanismus der sozialen Sichtbarwerdung sehen und darin wiederum die Elementarform aller sozialen Anerkennung erblicken, dann hat das freilich eine Konsequenz mit weitreichenden Implikationen: jede Form von sozialer

Anerkennung einer Person ist dann nämlich in wie vermittelter Weise auch immer auf den symbolischen Rückbezug auf jene expressiven Gesten angewiesen, die in der direkten Kommunikation sicherstellen, daß ein Mensch zur sozialen Sichtbarkeit gelangt. In derselben Weise, in der Niklas Luhmann von einem symbiotischen Bezug jeder Form von Macht gesprochen hat,⁹ können wir auch von einer symbiotischen Grundlage jeder noch so generalisierten Form von Anerkennung ausgehen: die Anerkennung einer Person kommt nur mit Hilfe von Medien zustande, die ihrer symbiotischen Struktur nach jenen körperlichen Ausdrucksgesten nachgebildet sind, mit denen sich Menschen untereinander ihre soziale Geltung bestätigen. Diese Rückverwiesenheit der Anerkennung auf Expressionen ergibt sich daraus, daß nur solche körperlichen Gesten öffentlich die Zustimmung zu artikulieren vermögen, deren Zusatz den Unterschied zwischen Erkennen und Anerkennen ausmacht: nur derjenige, der sich im Spiegel der expressiven Verhaltensweisen seines Gegenübers positiv zur Kenntnis genommen sieht, weiß sich in elementarer Form sozial anerkannt. Um so dringlicher wird nun aber die Beantwortung der Frage, wofür denn jene befürwortenden Expressionen eintreten, die ich zuvor mit Plessner als »Gleichnisse« einer moralischen Handlung bezeichnet habe.

III

Natürlich stellen die expressiven Gesten, durch die sich menschliche Subjekte wechselseitig Anerkennung bekunden, ihrerseits bereits eine bestimmte Form des Verhaltens dar: indem wir einer anderen Person gegenüber ein Lächeln zum Ausdruck bringen oder eine Willkommensgeste vollziehen, nehmen wir ihr gegenüber Stellung und führen insofern eine Handlung aus. Andererseits aber enthält dieses expressive Verhalten auch den Verweis auf eine Vielzahl anderer Handlungen, weil es in symbolisch verkürzter Form signalisiert, zu welcher Art von Anschlußhandlungen auf seiten des Aktors eine Bereitschaft besteht. In derselben Weise, in der das Lächeln gegenüber dem Säugling symbolisch für das liebevolle Halten einsteht, bringt die Willkommensgeste unter Erwachsenen zum Aus-

⁹ Niklas Luhmann, *Macht*, Stuttgart 1975, Kap. IV.